

(Nachdruck verboten.)

21

Das Geld.

Roman von **Emile Zola.**

Noch eine Minute sann Saccard hin und her.

„Nun, abgemacht! Suchen Sie mit Ihrem Manne eine Zusammenkunft und bringen Sie mir ihn hierher. Sie sollen das Blatt leiten, und ich will zusehen, daß ich unser ganzes Reklamewesen in Ihren Händen vereinige. Ich will eine ganz außergewöhnliche, eine ungeheure Reklame, — später, sobald wir die Mittel haben werden, die Maschine tüchtig zu heizen!“

Er war mit diesen Worten aufgestanden, Zantrou ebenfalls. Dieser verbarg seine Freude, jetzt Broterwerb gefunden zu haben, unter dem renommierten Lachen des heruntergekommene Hummles, der des Pariser Straßenkotes überdrüssig ist.

„Endlich werde ich also wieder in meinem Elemente sein, in meiner geliebten Litteratur!“

„Nehmen Sie noch keine Mitarbeiter an,“ sagte Saccard, indem er ihn hinausbegleitete. „Halt! da ich eben daran denke, notieren Sie mal einen Schützling von mir auf, Paul Jordan. Den jungen Mann halte ich für ein bemerkenswertes Talent; aus ihm werden Sie einen vortrefflichen litterarischen Redakteur machen. Ich will ihm schreiben, daß er Sie aufsuchen soll.“

Zantrou ging zur Seitenthüre hinaus, als ihm die glückliche Anordnung dieses Doppelausganges auffiel.

„Ei, das ist bequem!“ sagte er mit seiner gewohnten Vertraulichkeit, „man läßt die Leute verschwinden . . . Wenn dann schöne Damen kommen, zum Beispiel die, welche ich vorhin im Vorzimmer begrüßt habe, die Baronin Sandorff . . .“

Saccard war die Anwesenheit der Baronin unbekannt. Er zwante gleichgültig die Achseln; aber der andre lachte höhnisch und wollte an diese Gleichgültigkeit nicht glauben. Beide Männer tauschten einen kräftigen Händedruck aus.

Als Saccard allein war, trat er unwillkürlich vor den Spiegel und fuhr sich durch das Haar, worin noch kein weißes Fädchen sich zeigte. Trotzdem hatte er nicht gelogen: die Weiber kümmerten ihn nicht viel mehr, seitdem die Geschäfte ihn wieder ganz in Anspruch nahmen. Er ließ sich mir von der unfeinwilligen Galanterie hinreißen, die in Frankreich so weit geht, daß ein Mann mit einer Frau nicht allein sein kann, ohne zu fürchten, für einen Thoren zu gelten, wenn er sie nicht zu erobern sucht.

Sobald er die Baronin hereingebeten hatte, zeigte er sich überaus dienstfertig.

„Gnädige Frau, darf ich Sie bitten, Platz zu nehmen?“

Noch nie war ihm die Baronin so eigentümlich verführerisch vorgekommen, mit ihren roten Lippen und den umränderten Lidern ihrer glühenden Augen, die unter buschigen Brauen tief versteckt waren. Was konnte sie von ihm wollen? Er blieb überrascht und fast enttäuscht, als sie ihm den Beweggrund ihres Besuchs dargelegt hatte.

„Mein Gott, verehrter Herr, Sie verzeihen, wenn ich Sie ohne Nutzen für Sie bemühe; aber unter Leuten gleicher Gesellschaftskreise muß man sich gegenseitig derlei kleine Dienste leisten . . . Sie haben kürzlich einen Küchenchef gehabt, den mein Mann anzustellen bereit ist. Ich komme also einfach, um mich über den Mann zu erkundigen.“

Daraufhin ließ er sich ausfragen und antwortete mit größter Verbindlichkeit, ohne indessen die Augen von ihr zu lassen; denn er glaubte zu erraten, daß dies ein bloßer Vorwand sei; ihr konnte der Küchenchef gleichgültig sein, sie kam offenbar aus einem andren Grunde.

In der That machte die Baronin bald eine schlaue Schwenkung und kam endlich auf einen gemeinsamen Bekannten zu sprechen, den Marquis de Bohain, welcher ihr von der Banque Universelle erzählt hatte. Es kostet so große Mühe, sein Geld anzulegen und sichere Werte zu finden!

Schließlich begriff Saccard, daß sie gerne Aktien nehmen wollte, mit der dem Konsortium eingeräumten Prämie von zehn Prozent. Noch besser begriff er dann, daß sie nichts zahlen würde, wenn er ihr ein Conto eröffnete.

„Ich habe nämlich mein eignes Vermögen, mein Mann kümmert sich niemals darum. Dies verursacht mir viel Placereien, macht mir aber auch etwas Vergnügen, das gehe ich zu! . . . Nicht wahr, wenn man sieht, daß eine Frau sich mit Geldgeschäften abgiebt, und noch dazu eine junge Frau, so wundert man sich und ist versucht, sie darob zu tadeln . . . Mitunter bin ich in tödlicher Verlegenheit, da ich keine Freunde habe, die mir Rat erteilen wollen. Erst beim letzten Stichtag habe ich in Ermangelung einer richtigen Auskunft eine erhebliche Summe verloren . . . O! bald werden Sie in so günstiger Lage sein, um alles zu wissen; wenn Sie nun liebenswürdig genug wären, wenn Sie wollten . . .“

Die Spielerin schaute hinter der Maske der feinen Dame hervor, die gierige, leidenschaftliche Spielerin. Die Tochter des Hauses Ladricourt, deren Ahne einst Antiochia erobert hatte, diese Frau eines Diplomaten, vor welcher die Pariser Fremdenkolonie sehr tief den Hut zog, sie wurde durch ihre Spielwut als zweideutige Bittstellerin in das Haus aller Finanzmänner getrieben. Ihre Lippen glühten blutrot, ihre Augen flammten heißer auf, ihre Gier machte sich gewaltsam Luft, daß in ihr alles zusammenzuckte, wie in heißem Verlangen.

„Es würde mir allerdings sehr unangenehm sein, meine Gnädige, Ihnen meine Erfahrungen zu Füßen zu legen.“

Er hatte seinen Stuhl näher gerückt und ergriff ihre Hand. Sofort schien sie ernüchert.

„D nein! so weit war's mit ihr noch nicht gekommen; es wäre immer noch Zeit, die Mitteilung einer wichtigen Depesche um diesen Preis zu erkaufen. Für sie war schon das Verhältnis zum Generalstaatsanwalt Delcambre eine entsetzliche Plage, zu diesem hageren und gelblichen Mann, den sie infolge der Kniderei ihres Mannes erdulden mußte. Und ihre Gleichgültigkeit gegen das männliche Geschlecht, ihre heimliche Verachtung desselben hatte sich in eben diesem Augenblick in Gestalt einer matten Blässe auf ihrem leidenschaftlich geröteten Antlitz gezeigt, das nur in Spielaufregung erglühte.“

Sie erhob sich. In ihr empörte sich das adeliche Geschlecht und die Erziehung, so daß ihr wieder einmal das Gesicht verdorben war.

„Sie sagten also, mein Herr, daß Sie mit dem Küchenchef zufrieden waren?“

Verwundert hatte sich Saccard gleichfalls erhoben. Was hatte sie denn gehofft? daß er sie ganz umsonst als Teilhaberin einschreiben und mit Nachrichten versehen würde? Alles in allem, — sagte er sich — man muß den Weibern mißtrauen, denn beim Handel beweisen sie eine zweifellose Unredlichkeit.

Obwohl er diese Frau begehrte, drang er nicht weiter in sie und verbeugte sich mit einem Lächeln, welches bedeutete: „Wie Sie wünschen, gnädige Frau, sobald es Ihnen belibien wird,“ während er laut antwortete:

„Sehr zufrieden, ich wiederhole es, nur eine Umgestaltung meines Haushalts konnte mich veranlassen, ihn abzukanken.“

Die Baronin Sandorff zögerte kaum eine Sekunde lang, — nicht als ob ihr jene Empörung ihres Rechts leid gethan hätte, aber sie fühlte ohne Zweifel, wie kindlich naiv es von ihr war, zu einem Saccard zu kommen, ohne zum voraus mit den äußersten Folgen zu rechnen. Dies erbitterte sie gegen sich selbst, denn sie bildete sich ein, eine kluge Frau zu sein. Schließlich erwiderte sie mit leichtem Kopfnicken den achtungsvollen Gruß, womit Saccard sie entließ.

Er begleitete seinen Besuch bis zum Seitenthürchen, als dieses von einer vertrauten Hand rasch geöffnet wurde. Es war Maxime, der an jenem Morgen bei seinem Vater speiste und als Angehöriger durch den Gang hereinkam. Er trat beiseite und verneigte sich gleichfalls, um die Baronin hinauszulassen. Als sie draußen war, schlug er eine leichte Lache an.

„So beginnt jetzt Dein Unternehmen? Sind das die Vorprämien, die Du einnimmst?“

Trotz seiner noch großen Jugend besaß Maxime das Selbstbewußtsein eines erfahrenen Mannes, und war unfähig, in einem gewagten Vergnügen seine Kraft nutzlos zu vergeuden. Der Vater begriff seine höhnisch-überlegene Haltung.

„Nein, keineswegs, ich habe gar nichts eingenommen, aber nicht aus weiser Zurückhaltung; denn, lieber kleiner, ich bin ebenso stolz darauf, immer noch zwanzig Jahre alt zu sein, als Du darüber stolz zu sein scheinst, daß Du sechzig bist.“

Maximes Lachen wurde lauter, sein altes, leicht perlendes Dirnengelächter, dessen zweideutiges Wirren trotz seiner an-

genommenen tadellosen Haltung eines gesehten jungen Mannes, der seine Gesundheit nicht weiter zu verderben wünscht, geblieben war. Er äußerte die größte Nachsicht, wenn nur an ihm nichts gefährdet war.

„Du hast, meiner Seel, ganz recht, wenn Dich das nicht anstrengt . . . Ich, weißt Du, ich leide schon an Rheumatismen.“
Er machte sich in einem Lehnstuhl breit und ergriff ein Zeitungsblatt.

„Kümmere Dich nicht um mich, empfang die Leute weiter, wenn ich Dich nicht störe . . . Ich bin zu früh gekommen, weil ich zu meinem Arzte mußte und ihn nicht antraf.“

In diesem Augenblick trat der Diener ein und meldete, die Gräfin Beauvilliers Wünsche empfangen zu werden. Saccard geriet etwas in Verwunderung, obwohl er im „Heim der Arbeit“ bereits seine vornehme Nachbarin getroffen hatte, wie er sie nannte.

Er gab den Befehl, sie sofort hereinzuführen, rief dann den Diener noch einmal herein und gebot ihm, alle Leute fortzuschicken; er sei müde und sehr hungrig.

Als die Gräfin eintrat, wurde sie Maximes gar nicht gewahr, da ihn die hohe Stuhllehne verbergte. Saccards Verwunderung stieg, als er bemerkte, daß die Gräfin ihre Tochter Alice mitgebracht hatte. Dies verlieh dem Besuch eine größere Feierlichkeit seitens dieser beiden so traurigen und so blaffen Frauen: die Mutter hager, schneeweiß, von altfränkischem Aussehen, die Tochter schon ältlich und unschön mit ihrem allzu langen Hals. Mit aufgeregter Höflichkeit schob er ihnen Stühle entgegen, um seine Hochachtung nachdrücklicher zu zeigen.

„Gnädige Frau, ich fühle mich außerordentlich geehrt . . . Wenn ich das Glück haben könnte, Ihnen nützlich zu sein . . .“

Mit großer Schüchternheit unter ihrer stolzen Haltung legte endlich die Gräfin den Beweggrund ihres Besuches dar.

„Mein Herr, ich bin infolge einer Unterredung mit meiner Freundin, der Fürstin Orvedo, auf den Gedanken gekommen, Sie aufzusuchen . . . Ich gestehe, daß ich zuerst geschwankt habe; denn in meinem Alter ändert man seine Ansichten so leicht nicht, und ich habe immer vor den heutigen Dingen, die ich nicht verstehe, eine große Scheu empfunden. Schließlich habe ich mich mit meiner Tochter hierüber ausgesprochen und halte es jetzt für meine Pflicht, über meine Bedenken hinwegzugehen, um das Glück der Meinigen zu sichern.“

Im weiteren Verlaufe ihrer Rede sagte sie, die Fürstin habe ihr von der Banque Universelle erzählt, die allerdings in den Augen der Profanen bloß eine Kreditanstalt sei wie die andern auch, aber in den Augen der Eingeweihten eine unwiderlegliche Rechtfertigung in sich trage, einen so hohen und verdienstlichen Endzweck, daß auch das ängstlichste Gewissen verstummen müsse. Sie sprach zwar weder den Namen des Papstes, noch denjenigen Jerusalems aus, — so etwas sagte man nicht, das begeisterte Geheimnis flüsterte man bloß in gläubigen Kreisen, — aber aus jedem ihrer Worte, aus jeder ihrer Anspielungen und Andeutungen fühlte man einen Glauben, eine Hoffnung heraus, welche ihrem Vertrauen auf den glücklichen Erfolg der neuen Bank eine wahrhaft fromme Inbrunst verlieh.

Saccard selbst mußte sich über die verhaltene Erregung der Gräfin und das Beben ihrer Stimme wundern. Nur im lyrischen Uberschwang seines Feuersifers hatte er bis jetzt Jerusalem erwähnt; eigentlich gab er auf diesen thörichten Plan nicht viel, da er etwas Lächerliches darin witterte; er war vielmehr geneigt, ihn aufzugeben und selbst darüber zu lachen, falls er mit Spottreden aufgenommen würde. Der rührende Besuch dieser gottesfürchtigen Frau, die auch noch ihre Tochter mitbrachte, die vieljagende Art, mit der sie zu verstehen gab, daß sie mit allen den Ihrigen, daß der gesamte französische Adel ihm blindlings trauen und folgen würde, dies machte einen lebhaften Eindruck auf ihn, gab dem bloßen Traum eine greifbare Gestalt und erweiterte sein Arbeitsfeld ins Ungemeinere. Es war also wahr, hier lag ein Hebel, mit dessen Hilfe er demnächst die Welt aus den Angeln heben könnte.

Mit seinem raschen Anpassungsvermögen überblickte er mit einem Male die neugeschaffene Lage und sprach ebenfalls in geheimnisvollen Worten von jenem in aller Stille erstrebten Endtriumph; seine Rede war von Inbrunst durchglüht, über ihn war tatsächlich der Glaube gekommen, der Glaube an die Vortrefflichkeit des Aktionsmittels, welches ihm die jetzige kritische Lage des Papsttums in die Hände

spielte. Ihm war ja die glückliche Gabe eigen, zu glauben, sobald das Gedeihen seiner Pläne es erheißte.

„Kurz, mein Herr,“ fuhr jetzt die Gräfin fort, „ich bin zu einem Schritte entschlossen, der mir bisher widerstrebt . . . Ja wohl, nie war mir der Gedanke in den Kopf gekommen, Geld arbeiten zu lassen und verzinslich anzulegen: altväterische Lebensansichten, Bedenken, die nachgerade etwas einfältig werden, ich weiß es wohl; aber, was kann man wollen? Man handelt nicht leicht den Anschauungen zuwider, die man mit der Muttermilch eingesogen hat . . . So bildete ich mir ein, nur vom Grund und Boden, nur vom Großgrundbesitz dürften Leute unsres Standes leben . . . Leider ist es mit dem Großgrundbesitz . . .“

Die Gräfin errödete leicht, denn jetzt gelangte sie zum Eingeständnis ihrer bisher so sorgsam verhehlten Verarmung.

„Ist es nicht viel mehr mit dem Großgrundbesitz . . .“ fuhr sie fort. „Wir zum Beispiel sind sehr hart mitgenommen worden. Ein einziges Nachtgut bleibt uns übrig.“

Um die Gräfin nicht in Verlegenheit zu bringen, fiel Saccard eifrig und feurig ihr in die Rede:

„Aber, gnädige Frau, niemand lebt ja heutzutage vom Grundbesitz . . . Das sogenannte Domänenvermögen der alten Zeit ist eine abgelebte Form des Reichtums, die jetzt jede Daseinsberechtigung eingebüßt hat. Sie verursachte geradezu eine Stodung und Stauung des Geldes, dessen Wert wir seitdem dadurch verzehnfacht haben, daß wir es teils in Gestalt von Papiergeld, teils in Gestalt von allerhand Handels- und Finanzeffekten in den Kreislauf des Verkehrs geworfen haben. So wird die Welt neu gestaltet werden. Denn nichts war möglich ohne das Geld, das flüssige, strömende, überall eindringende Geld, weder die praktische Anwendung der modernen Technik, noch der endgültige, allgemeine Weltfrieden . . . O, der Bodenbesitz! Er ist zu den alten Postkutschen gewandert. Mit einer Million Grundbesitz verhungert man, man lebt mit dem vierten Teil dieses Kapitals, wenn es in guten Geschäften zu fünfzehn, zwanzig, ja dreißig Prozent steckt.“

Mit ihrer stolzen Traurigkeit nickte ihm die Gräfin leicht zu:

„Ich verstehe Sie nicht recht; wie gesagt, ich gehöre noch einer Zeit an, zu welcher solche Dinge wie etwas Schlechtes und Verbotenes erschredten . . . Aber ich sehe nicht allein, ich muß vor allem an meine Tochter denken. Im Verlaufe einiger Jahre ist es mir gelungen, etwas beiseite zu legen, o . . . ein geringes Stümmchen . . .“

Sie errödete abermals.

„Zwanzigtausend Frank, die bei mir zu Hause in einer Schublade schlummern. Später könnte ich vielleicht Gewissensbisse darüber empfinden, daß ich das Geld so unfruchtbar habe liegen lassen; da ferner Ihr Unternehmen ja ein gutes Wert ist, wie meine Freundin mir anvertraut hat, da Sie auf dasjenige hinarbeiten wollen, was wir alle mit unsren heißesten Wünschen herbeijagen, so wage ich mich vor . . . Kurz, ich werde Ihnen Dank wissen, wenn Sie mir einige Aktien Ihrer Bank reservieren wollen, für etwa zehn- bis zwölftausend Frank. Ich habe darauf Wert gelegt, daß meine Tochter mich hierher begleitete, denn ich verhehle Ihnen nicht, daß das Geld ihr gehört.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Seltene Vogelnester.

Die Venztag im Februar wurden jubelnd von unsrer heimischen Vogelwelt begrüßt. Ein Sänger weckte den andern, die Liebe war in ihren Herzen erwacht, und rüstig flogen die Frühbrüter zum Nestbau. Allfährlich sehen wir die geflügelten Baumeister bei der Herstellung ihrer Brutstätten und stets mit neuer Verwunderung.

Da giebt es die Flechtenden oder Korbmacher, wie der Storch und Eichelhäher. Als geübte Weber ergötzen uns der Birol und Korbhänger, seine Filzmacher sind die Finken, die Aferschwalbe versteht zu minieren, der Specht ist ein rüstiger Zimmermann, die Singdrossel kittet beim Nestbau und die Hausfahne mauert. Es giebt aber Abstufungen unter diesen lustigen Technikern vom Stämper bis zum vollendeten Meister, der sich nebenbei auch durch Originalität auszeichnet. Schon unsre heimische Vogelwelt bietet des Seltensamen viel, reicher wird aber die Ausbeute an solchen Originalwerken, wenn wir unter den Vögeln fremder Zonen Umschau halten.

Neber Mittelafrika und Südastien bis nach Neu-Guinea sind die Nashornvögel verbreitet, so genannt, weil sie auf ihren großen,

aber leichten Schnäbeln hornartige Auswüchse und Wülste tragen. Sie sind Höhlenbrüter wie unsere Spechte; wie diese erweitern sie die natürlichen Baumlöcher durch ihre kräftigen Schnäbel, bis ein genügend weiter Hohlraum im Innern des Stammes entstanden ist. Eigenartig ist aber die Behandlung des Einganges zu dem Neste. Die meisten Höhlenbrüter wählen möglichst enge Fluglöcher, immer aber bleiben diese so weit, daß die brütenden Vögel ein- und ausschlüpfen können. Der Nashornvogel verfährt anders. Hat das Weibchen ein weißes Ei gelegt, so wird das Flugloch von dem Männchen mit Lehm und Kot so weit zugemauert, daß nur eine kleine Oeffnung bleibt, durch die das Weibchen gerade den Schnabel herausstrecken kann. In dieser freiwilligen Gefangenschaft verbleibt das letztere, bis das Junge völlig flügge geworden ist. Das dauert lange, zwei bis drei Monate, und während dieser Zeit muß natürlich das Männchen für die Ernährung der eingemauerten Familie sorgen. Es erfüllt diese Pflicht mit dem größten Eifer und sieht zuletzt sehr mitgenommen aus, wenn Weibchen und Junge wohlbeleibt das Gefängnis verlassen. Wahrscheinlich soll diese Einmauerung dem brütenden Vogel Schutz vor Raubtieren gewähren.

In Brasilien lebt ein brauner, bis neunzehn Centimeter langer Vogel, der wegen der Künfte, die er beim Bau seines Nestes entfaltet, Köpfervogel oder auch Lehmhans genannt wird. Nach den ersten Regengüssen, die um die Zeit seiner Brut sich einzustellen pflegen, sammelt er Lehm und bereitet aus ihm runde Klumpen von der Größe einer Flintenkugel. Diese trägt er auf den Baum und breitet sie durch Treten mit den Füßen aus. So entzieht eine feste Unterlage, auf der, sobald sie trocken geworden ist, aus neuem Lehm ein Rand errichtet wird. Vogenförmig wird er emporgeführt, bis das Gewölbe sich oben schließt. Das Nest hat nun die Gestalt eines kleinen Badofens, der etwa fünf- bis zwanzig Centimeter lang ist und eine Breite von zwölf und eine Höhe von fünfzehn Centimeter aufweist. Im fertigen Zustande wiegt das Nest neun bis zehn Pfund. Die Brasilianer rühmen dem Vogel noch besondere Tugenden nach. Er soll ein „christlicher“ Vogel sein, an seinem Neste Sonntags nicht arbeiten und das Flugloch stets nach Osten hin anlegen. Beides ist Sage, wahr daran ist nur, daß der Vogel sehr rasch arbeitet und schneller als in einer Woche mit seinem Nestbau fertig wird.

Viel feinere Arbeit liefert der olivengrüne, zu den Sperlingsvögeln zählende Schneidervogel, der in Südasien vom Himalaya bis Ceylon und Java heimisch ist. Auf niedrigeren Bäumen oder auch auf größeren Staudengewächsen sucht er sich zwei nahe aneinanderstehende Blätter aus, legt sie aufeinander, holt dann rohe Baumwolle, die er selbst zu Fäden dreht, und näht mit ihnen die Blätter an beiden Seiten zusammen. Die Naht geht von den Spitzen nach dem Stiele zu und erstreckt sich über die größere Hälfte der Blattränder. So entsteht eine schwebende Kiste, die der Vogel mit Wolle, Tierhaaren und dergleichen ausfüllt. In diesem Neste brütet das Schneiderlein drei bis vier Eier aus.

Meistern in der Webekunst begegnen wir in Afrika. Da steht ein Baum, dessen Zweige über einem Gewässer hängen. Bunte, sperlingsartige Vögel umschwärmen ihn; es ist ein Hin- und Herbüschchen, ein Aus- und Einfliegen wie an einem Bienenstock. Webervögel haben hier ihre kunstvoll gewebten Nester an schaukelnden Zweigen gebaut; gesellige Vögel, haben sie sich auch beim Brutgeschäft zu einer Kolonie zusammengeschlossen, und an diesem Baume allein hängen nicht etwa Dutzende, sondern Hunderte der kleinen Nester. Neben an der schaukelnden Wiege ihrer Jungen geht diesen Vögeln über alles. Alte Nester werden nicht wieder benutzt, so gut sie auch noch erhalten sein mögen. Jede Brut muß ein neues Heim erhalten, und manchmal reihen die unermüdbaren Künstler kaum fertiggestellte Nester ein, um von neuem mit dem Bau zu beginnen. Den Bäumen ergeht es dabei nicht gut. Namentlich die Delpalmen leiden in Westafrika vielfach unter dem Weber-Eifer dieser Vogelschar. Die Fiedern dieses wichtigen Nutzbaumes enthalten feste, geschmeidige Fasern, die die Webervögel mit Vorliebe verwenden. Von dem Blatte wird Streifen für Streifen abgerissen, und Hunderte der kleinen Weber holen sich ihr Rohmaterial. So dauert es nicht lange, und der Baum ist arg zugerichtet, seine stolze Krone ist verschwunden, der Gesplünder steht traurig wie ein Reisbesen da. In den Beutelnestern, die an den dünnen Zweigen hängen, schaukelt aber vergnügt alt und jung von dem Webergeschlechte. Sicher sind hier die Vögel vor allem Raubzeug, denn kein Tier, nicht einmal das Klettergewandte Affchen, das so gern Nester plündert, kann sich hier halten und zum Neste gelangen.

Auch in der Familie dieser Künstler herrscht Verschiedenartigkeit im Schaffen. Die Viehweber, die nur zwanzig bis fünf- bis zwanzig Centimeter groß sind, bauen Riesenester, die im Durchmesser einen Meter messen. Sie sind nach außen mit stacheligen Dornzweigen bekleidet und bilden ein Mißrathnichten für allerlei Raubtiere. Mitunter bauen mehrere Vögel einen Nesthaufen zusammen, dann wird das Gebäude noch größer, bis zu drei Meter lang und anderthalb Meter hoch und breit.

Deutsch-Südwestafrika ist die Heimat eines Verwandten unfreies Spakes, der sich durch einen hohen Geselligkeitstrieb auszeichnet. Er heißt darum auch Gesellschaftsvogel oder Siedelsperling. Wie die Webervögel, brütet auch er in Kolonien, rückt aber enger zusammen. Ein Vogel beginnt ein Nest zu bauen und errichtet darüber ein Schuttdach aus Stroh, dicht bei ihm führt ein zweiter Vogel einen ähnlichen Bau aus, Wand an Wand siedeln sich andre an, und so entsteht ein großes Gebilde, das oben wie ein einheitsliches Schuttdach aus Stroh aussieht, unten aber zahlreiche runde Fluglöcher aufweist. Bis eintausend Vögel wohnen unter einem Dache; die alten Nester werden nicht wieder benutzt, sondern unter denselben für die

kommenden Brut neue angeheftet. So wächst die Kolonie, bis sie schließlich zu schwer wird für ihren Träger. Eines Tages bricht frachend der überlastete Ast zusammen, und die geflügelte Schar stäubt auseinander, um einen andern Baum heimzusuchen.

Unsere Geflügelzüchter haben den Hennen vielfach das Brutgeschäft abgenommen. Die Eier werden in größeren Betrieben künstlich in Brutöfen oder Brutmaschinen gezeitigt. Diese Kunst ist aber merkwürdigerweise nicht allein auf Menschen beschränkt, es giebt auch Vögel, die sozusagen, anstatt Nester zu bauen, lieber Brutöfen errichten.

In Australien und auf größeren Inseln Oceaniens sind verschiedene Arten von Großfufshühnern heimisch. Ihre Brutpflege ist höchst interessant. Großfufshühner, die in sehr warmen Strichen in der Nähe des Äquators wohnen, scharren mit ihren kräftigen Füßen an sonnigen Stellen große, mehrere Meter im Durchmesser haltende Haufen Sand zusammen. In diesen höhlen die Hennen einzelne, einhalb bis ein Meter tiefe Löcher und legen in jedes ein Ei, das sie lose mit Sand bededen. Sie kümmern sich dann nicht weiter um ihre Nachkommenschaft. Die Sonnenwärme genügt, um die Eier auszubrüten, und die Küchlein scharren sich an die Oberfläche vor und helfen sich selbständig fort. Die Eingeborenen pflegen diese „Nester“ auszunehmen, was aber nicht so leicht ist, denn es fällt schwer, in dem nachrinnenden Sande das Ei zu finden, und außerdem wird man bei der Arbeit durch Stechmücken arg belästigt.

Viel sorgfältiger verfahren die Großfufshühner in kühleren Gegenden Australiens. Schon einige Monate vor der Legezeit scharren sie nach Mitteilungen von Professor Semon große Mengen pflanzlicher Stoffe, Humus, Gras, Blätter, Baumzweige, Pilze mit ihren sehr kräftigen Füßen zu einem ungeheuren, meist flachen Haufen zusammen. Der Durchmesser dieser Haufen kann an der Basis drei bis vier Meter und darüber, ihre Höhe anderthalb bis zwei Meter betragen, so daß die Menge des zusammengekehrten Materials mehrere Wagenladungen ausmachen würde. Es ist fraglich, ob nur ein Vogelpaar oder eine ganze Gesellschaft diese mächtigen Nestbauten herstellt. In dem angehäuftsten Material tritt allmählich Verwesung und Gärung ein, und es entwickelt sich dabei wie in unfren Dünger- oder Komposthaufen Wärme. Kommt nun die Legezeit, so scharren die Vögel in den Haufen Löcher von einem halben Meter Tiefe und legen in je ein Loch ein Ei, das sie wieder mit Laub zudecken. Die Gärungswärme genügt, um die Eier auszubrüten. Die Eltern überlassen aber dabei das Gelege nicht völlig sich selbst, sondern kommen täglich ein- oder mehrmals her, um die Eier zu lüften. Sie kontrollieren, ob diese an Stellen liegen, deren Temperatur zu hoch gestiegen oder zu tief gesunken ist, und sie helfen den ausgeschlüpften Jungen aus der Tiefe des Brutofens heraus.

G. Falckenhorst.

Kleines feuilleton.

k. Bilder aus Marokko. Während das jetzt so viel genannte Marokko für die Europäer das „Thor des Orients“ ist, der nächste Osten, ist es für den Mauren selbst das äußerste Thule, das Land der untergehenden Sonne, oder wie es in einem arabischen Sprichwort heißt: „Die Erde ist ein Frau, dessen Schwanz Marokko ist“. So erklärt sich auch der Titel eines soeben in London erschienenen Buches: „In the Tail of the Peacock“ von Isabel Savory. Das Buch ist die Frucht eines längeren Aufenthaltes in Marokko und es gelangt Mrs. Savory, in fesselnden Bildern viel von den Geheimnissen und der Pracht des Landes mitzuteilen. So schildert sie z. B. eine Straßenszene in Tetuan: „Wenn man die engen Straßen entlang sieht, so stoßen die Gebäude einander und die flacher- und durchbrochenen Mauern fallen rückwärts schräg ab und zeigen an jeder Biegung einen Farbenaccord in weiß, malvenfarben, chokoladenfarben, blau, oder und crème. Ein langer, dunkler Tunnel öffnet sich in das Sonnenlicht und Läden auf beiden Seiten, mit großen Weinreben, die sich am Gitterwerk oben wie eine Laube ranken, und auf dem geschilden Pflaster unten liegt das Sonnenlicht in Flecken. Im Pantoffelviertel schallt überall das Klopfen der Hämmer auf dem harten Leder. Duzende kleiner Läden liegen auf beiden Seiten, mit gelben Matten ausgelegt und von oben bis unten mit Reihen citronengelber Pantoffeln für Männer, rosenroter Pantoffeln für Frauen, gestifter Pantoffeln für die Reichen, larmesinroter Pantoffeln für Sklaven, Pantoffeln mit und ohne Haden behängt. In jedem Laden arbeitet ein Mann mit Gefellen; die weißen Turbane und dunklen Gesichter beugen sich über das Leder, die farbigen Zellabs, die sie tragen, die geschäftigen Hämmer aus hartem weißen Holz in den geschidten braunen Händen, der Wachszwirn, die rote Gallerte zum Zusammenleimen der Sohlen, die Bohrer und scharfen Scheren, alles das fesselt die wandernden Mauren, die sich träge davorsetzen und mit den Arbeitern sprechen. Nebenan werden Lederbeutel genäht und mit farbigem Leder und Seide verziert. In Hörweite liegt die Gerberei, wo die Felle gegerbt und gefärbt und zu Pantoffeln verarbeitet werden, um dann nach Aegypten, besonders Kairo verlaufen zu werden.“

Von einer arabischen Theegesellschaft erzählt Mrs. Savory: „Unsre Wirtin verteilte „sherrub de minat“, den Wein des Landes; der kleine tuppelförmige zimmerne Theepott mit dem Kupfertexteilt und dem Kreis kleiner gemalter Gläser festste nicht; dazu brannte die Sonne, und in der

Luft vibrierte das Summen von Insekten. Nun wurden Musikanten gerufen, Mädchen mit hellgrünen Fellabts und Silberverzierungen, die gelbe Tücher um den Kopf trugen, Männer in hellen Farben. Sie setzten sich zwischen uns, jeder erhielt ein Glas „sherrub de minat“, und allmählich begannen sie zu spielen. Seltsame wilde Musik machten sie mit den roh konstruierten Instrumenten „taroeqa“, „gimbi“ und „tahr“, und doch war die Musik nicht ohne Zauber... Die Poesie hat eine gewisse Bedeutung in der arabischen Natur, und keine Sprache ist dichterischer als die arabische, in der „Schnee“, „das Haar des Berges“ und „Regenbogen“, die „Bräut des Regens“ genannt wird. „Kote Seebarbe“ ist der „Sultan der Fische“, „Venushaar“, „das kleine Rohr des Brunnens“, „heimlich“ bedeutet wörtlich „unter der Matte“ und „niemals“, „wenn die Koble Wurzel schlägt und das Salz knospet“. Marokko ist wegen seiner Blumen berühmt. Von ihnen schreibt die Verfasserin: „Ein Thal, in dem man knietief in Blumen schwelgte — wir nannten es Blumenthal — kennzeichnete diesen März. Es giebt bestimmte Zeiten für wilde Blumen in Marokko, vielleicht ist der April der beste Monat. Man stelle sich Kornfelder voller Jungfer im Grünen vor, Gärten mit Feigenbäumen, das Gras glänzend mit goldenen tauffassigen Wucherblumen, rote Malven, die in der Gerste stehen, den Boden mit einem Teppich blauer und weißer Binde bezogen, Massen karminroter Winden, die sich dicht über den Dornheden in Gewinden entlang ziehen, auf dem trockensten steinigsten Boden Strecken von Cistroschen, hellroja bis blaß malvenfarben, überall Asfodill, manchmal die wilde Urform der Artischocke, kleine Eisypflanzen, Nittersporn, Lupinen und mehrere Arten Lavendel. Alle diese Pflanzen trafen wir immer wieder, auch seltenere Pflanzen fand man beim Suchen.“

— Vom hl. Bureantratismus. Ueber ein amüsantes Stücklein des hl. Bureantratismus wird der „Frankfurter Zeitung“ berichtet: In einer fränkischen Universitätsstadt fallen zwei kleine Kinder in den Kanal und werden durch einem jungen Arbeiter vom Ertrinken gerettet. Die Fabrikdirektion, in der Meinung, dem jungen Menschen könnten ein paar Pfennige Belohnung nichts schaden, benachrichtigt die städtische Behörde vom dem Vorfall, worauf sich folgendes telephonische Gespräch entspinnt:
Behörde: „Wie groß war der Arbeiter?“
Direktion: „Mittel.“
Behörde: „Genau gemessen.“
Direktion (nach einer Weile): „1 Meter 56.“
Behörde: „Dann thut's uns leid. Der Kanal ist nur 1 Meter 46 tief, da war also keine Lebensgefahr im Spiele, und so wird nichts bezahlt. Schluß!“
Direktion: steht sprachlos am Telephon.
Andren Leuten geht's nicht besser. —

Physikalisches.

cc. Woher stammt die Energie der Strahlung, die von den sogenannten radio-aktiven (strahlungsthatigen) Substanzen ausgeht? Diese Frage beschäftigte die Physiker aufs eindrucklichste, sobald einwandfrei festgestellt war, daß von einer Reihe von Körpern Strahlen ausgehen, die chemische Wirkungen auf der photographischen Platte hervorbringen, ohne daß scheinbar der strahlende Körper irgend eine Veränderung erleidet. Je intensiver die Untersuchungen wurden, je zweifelloser die Thatsache der Strahlung erkannt wurde, um so stärker machte sich das Bedürfnis geltend, die Frage nach dem Ursprung der in der Strahlung ausgehenden Energie zu beantworten. Von den vielen Versuchen, auf diesem Gebiete Klarheit zu finden, sei hier derjenige des Herrn Geigel in Wiesbaden erwähnt, über den er im Februartheft der „Annalen der Physik“ berichtet. Unter ein Bleifüßchen, das an einem Arme einer empfindlichen Waage hing, wurde ein Schälchen mit radio-aktiver Substanz gestellt, und sich da, das Bleifüßchen wurde leichter. Der Gewichtsverlust betrug bei verschiedenen Versuchen $\frac{1}{20}$ — $\frac{1}{6}$ Milligramm, das machte, da das Füßchen 61½ Gramm wog, $\frac{1}{40000}$ seiner ganzen Masse aus, ein Betrag, der nach der Angabe des Experimentators die unvermeidlichen Beobachtungsfehler bei weitem überstieg. Er schloß vielmehr, daß die in der Anziehungskraft der Erde enthaltene Energie von der radio-aktiven Substanz absorbiert wird und sich dort in Strahlungsenergie umsetzt. Durch einige Tageblätter ging denn auch bald die Notiz, daß die Frage nach dem Ursprung der geheimnisvollen Strahlungsenergie gelöst sei. Natürlich wurden auf den verschiedenen Laboratorien die erwähnten Versuche wiederholt und erzielten wesentlich andre Erfolge. Prof. Kaufmann in Göttingen z. B. fand, daß bei der Unterstellung eines Schälchens unter die Bleifüßchen Gewichtsunterschiede von derselben Größenordnung, wie oben angegeben, erreicht wurden, nur war es ganz gleichgültig, ob in dem Schälchen radio-aktive Substanz enthalten war oder nicht, dagegen war es notwendig, daß das Schälchen mit den Fingern angefaßt wurde. Dadurch wird es nämlich erwärmt und es steigen darin Luftströme auf, welche die scheinbare Gewichtsveränderung hervorbringen. Die Differenzen halten sich durchaus innerhalb der bei der Ableitung unvermeidlichen Fehlergrenzen, so daß man also noch nicht behaupten kann, der geheimnisvollen Erscheinung, die mit dem Gesetz der Erhaltung der Energie so scharf kollidiert, wirklich näher getreten zu sein. —

Astronomisches.

ie. Verschwindende Planeten. Eine recht zeitgemäße Warnung richtet Professor Pickering, der Leiter der Harvard-Sternwarte, an seine Berufsgeossen in der Himmelsforschung. Er macht nämlich darauf aufmerksam, daß von den 500 kleinen Planeten, die im Lauf des 19. Jahrhunderts entdeckt worden sind, 68 seit den letzten fünf Jahren nicht mehr beachtet wurden, und daß die letzten Beobachtungen von etwa 25 sogar 10 bis 30 Jahre zurückliegen. Es ist auch für den Laien begreiflich, daß unter solchen Umständen mancher dieser Himmelskörper, dessen Bahn noch nicht allzu genau bestimmt worden ist, geradezu wieder verloren gehen kann, vielleicht dann später vermeintlich neu entdeckt und noch einmal der Liste der Asteroiden einverleibt wird. Außerdem besteht die Gefahr, daß die Astronomen bald nicht mehr wissen werden, ob ein von ihnen beobachteter kleiner Planet schon bekannt ist oder nicht, und es würde ein unersehlicher Verlust für die Wissenschaft sein, wenn etwa aus solchen Grunde ein Himmelskörper wie der schnell berühmt gewordene Ceres von seinem etwaigen Entdecker unbeachtet bliebe. Professor Pickering vertritt die Ansicht, daß die Wiederauffindung jener 68 kleinen Planeten und die genaue Bestimmung ihrer Bahnen zur Zeit weit wichtiger ist als die Vermehrung der Planetenzahl durch neue Entdeckungen. Die Harvard-Sternwarte hat bereits eine Liste aller kleinen Planeten aufgestellt, die eine größere Helligkeit als erste Größe besitzen und seit den letzten fünf Jahren nicht beachtet worden sind. Es ist den dortigen Forschern auch schon gelungen, zwei dieser Planetoiden, die Lutetia und Kallope, durch Photographien wieder aufzufinden, und dabei hat sich die Notwendigkeit der vorgeschlagenen Maßnahmen deutlich gezeigt, indem sich die Zeitümer in der früheren Bestimmung der Bahnen dieser Planeten bereits als groß genug herausstellten, um ihre Auffindung schwierig zu machen. —

Humoristisches.

— Instruktion. Förster (vor der Jagd zu den Jagdgästen): „Ein Hund ist ein Hund und kein Hase, das wissen die Herren, nicht wahr?“
Alle: „Ja, Herr Förster!“
Förster: „Ein Treiber ist ein Mensch und ein Mensch ist kein Hase, das wissen doch auch die Herren, nicht wahr?“
Alle: „Gewiß, Herr Förster!“
Förster: „Dann brauche ich Ihnen auch bloß noch zu sagen, wie ein Hase aussieht.“ —
— Stimmt. „Die Frau des Oberlehrers kommt mir etwas beschränkt vor, wie ist er eigentlich zu der gekommen?“
„In Gesellschaften pflegte er ihren Gesang auf dem Klavier zu begleiten.“
„So, dann hat er also die Gans beim Flügel erwischt.“ — („Meggendorfer Blätter.“)

Notizen.

— Das Bunte Theater bringt nächsten E. Reulings dreiaktiges Schauspiel „Das Stärkere“ und Jakob Wassermanns Komödie „Hodenjos“ heraus. — Anton Tschekoffs ländliche Szenen „Dunkel Banja“ fanden bei der Erstaufführung im Münchener Schauspielhaus freundliche Aufnahme. — Bei Schulte beginnt dieser Tage die Rasaeli-Ausstellung, die 90 Werke deutscher, französischer, englischer und holländischer Künstler bringen wird. Die Bilder sind in der Technik der trockenen Rasaeli-Deifarben gemalt. — cc. Ruhen der Spinne auf Spalieren. Baumzüchter betrachten die Spinne als ein sehr nützliches Tier. Wo Spinnen sind, klettern die Ohrwürmer nicht hinauf und die Insekten können nicht in die Spalier Eier legen; auch in Ställen leistet die Spinne gute Dienste, da sie dem Vieh die lästigen Milken wegfrißt. —

Büchereinflaß.

— Björnsterne Björnson: „Ein Tag“, „Ivar Vhe“. Erzählungen. Autorisierte Uebersetzung aus dem Norwegischen von Maria v. Borch und G. J. Kleth. München. Albert Langen. — Paul Buxton: „Aschermittwoch“. Roman. München. Albert Langen. — Dora Dunder: „Lottes Glück“, „Totgeläch“. Romane. München. Albert Langen. — Curt Julius Wolff: „Moderne Minneritter“. Romane. München. Albert Langen. — Felix Cho: „Die Geschichte einer Ehe“. Roman. Berlin. S. Rosenbaum. — „Herrenmoral“. Eine Entlobungsgeschichte in Originalbriefen. Dresden. D. B. Böhmert. — Frank Bedekind: „Mine-Hahn. Oder über die körperliche Erziehung von jungen Mädchen“. Aus Helene Engels schriftlichem Nachlaß. München. Albert Langen. —